

«Die Armee ist im Gegenangriff»

ZÜRICH. Der Soldat brauche eine persönliche Waffe, um für den Ernstfall bestmöglich vorbereitet zu sein, ist der Armeechef überzeugt. Und damit sich ein Fall Höngg nicht wiederholen könne, habe die Armee alles Nötige vorgekehrt.

INTERVIEW: KARIN LANDOLT
UND SIMON HUNGERBÜHLER

Schiesst der Chef der Armee auch das «Obligatorische»?

André Blattmann: Ja, allerdings nur hin und wieder. Ich bin im Schützenverein und schiesse meist zweimal pro Jahr, wobei ich regelmässig am Neueneggsschiessen teilnehme.

Schiessen Sie dabei mit einer persönlichen Waffe?

Mein Sturmgewehr ist eine persönliche Leihwaffe, die ich daheim aufbewahre. – Ich sage Ihnen aber nicht wo.

Hoffentlich nicht unter dem Bett wie Nationalrat Freysinger, der sagte, er habe das Gewehr dort, um seine Frau zu beschützen. Was sagen Sie dazu?

Ich schaue sonst gern gut für meine Frau – auch ohne Waffe.

Finden Sie denn Zeit dazu? Ihr Terminplan wird ja durch einen Abstimmungskampf zusätzlich ausgefüllt?

Es bleibt schon etwas Freizeit, aber nicht viel. Natürlich ist die Waffeninitiative ein Thema, das mich stark berührt. Allerdings ist es ein politischer Abstimmungskampf, in den ich mich als Armeechef grundsätzlich nicht einzumischen habe. Ich bin kein Politiker. Meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass dieses Land Sicherheit hat.

Ist es nicht aufgrund der Umfrageergebnisse zu Nervosität gekommen und Bundesrat Maurer kam auf Sie zu und sagte: «Herr Blattmann, wir brauchen noch Sukkurs, auch von der Armee. Kommen Sie und helfen Sie uns!»?

(Lacht) Eigentlich gehe ich zu ihm. Wie hier die Verhältnisse sind, ist ganz klar. In unseren Gesprächen war die Abstimmungsvorlage natürlich häufig ein Thema. Die Frage war vor allem: Wie sehr

betrifft das die Armee? Welches sind die Argumente der Armee?

Zu welchem Schluss kamen Sie?

Dass die Initiative, so wie sie daherkommt, gar nicht zielführend ist. Man muss wissen, wir haben mehr als zwei Millionen Waffen im Land. Die Armee hat noch gut 200'000 Angehörige und wird jetzt noch einmal stark verkleinert, auf 100'000 oder weniger. Also geht es um 5 bis 10 Prozent aller Waffen. Was mich an der Debatte wirklich stört, ist, dass wir dauernd von den Armeewaffen reden. Das suggeriert, die Armeewaffen seien eine Bedrohung.

Sind Sie das nicht?

Die Armeewaffen sind zum Schutz von Land und Leuten da. Wenn man zurückschaut, ist es eine einzige Er-



Bild: Urs Jaudas

folgsgeschichte. Seit Beginn des Bundesstaates vor rund 160 Jahren hat der Soldat sein Gewehr daheim. Und uns ging es damit bedeutend besser als allen anderen in Europa.

Wollen Sie damit etwa sagen, wir seien dank unserer Waffe zu Hause vom Krieg verschont geblieben?

In letzter Konsequenz schon, ja. Die Waffe daheim ist ein Teil des Commitments. Bei uns ist die Wehrbereitschaft von unten gewachsen. Andersorts wurde den Menschen aufoktroiert,

wer was zu tun hat. In der Schweiz hat sich die Bevölkerung bewaffnet. Man musste das Gewehr zeitweise sogar selber kaufen und mitbringen. Wir haben also eine komplett andere Tradition als die anderen Staaten in Europa. Und ich finde, dass der Sonderfall Schweizer Armee feine Wurzeln hat, zu denen wir Sorge tragen müssen.

Ist die Tradition das einzige Argument dafür, die Armeewaffe heinzugeben?

Aus militärischer Sicht ist der wichtigste Punkt das Thema «Persönliche Waffe». Ich bringe ein Beispiel: In der Tonhalle käme es niemandem in den Sinn, dem Konzertmusiker zu sagen: «Dort im Kasten hat es ein paar Klarinetten, spielen Sie doch mit einer von denen.» Nein, der Musiker ist Profi und nimmt sein eigenes Instrument.

Sie sagen es: Er ist Profi, nicht Milizler. Was meinen Sie, was unsere Soldaten sein müssen, wenn es in den Einsatz geht? Ob sie nun Profis sind im Sinne von professionellen Soldaten oder im Sinne davon, eine perfekte Leistung abzuliefern, kommt auf das Gleiche heraus. Man will einfach die bestmöglichen Voraussetzungen. Und diese hat man nur, wenn man die Waffe einsetzen kann, die man selber behandelt, gepflegt und behütet hat.

Wäre es nicht möglich, die Waffen im Zeughaus aufzubewahren und da-

für zu sorgen, dass jeder Soldat beim nächsten Dienst wieder mit seiner persönlichen Waffe trainieren kann?

Nein, dazu sind wir nicht in der Lage. Jedes Jahr verschiebt bis zu einem Drittel der Soldaten den WK. Wir haben keine Lösung für alle Sonderfälle.

Kürzlich sagten Sie, die persönliche Waffe sei im Extremfall die Lebensversicherung für den Soldaten. Wir sagen, eine persönliche Waffe ist im Extremfall das Todesurteil für eine Ehefrau.

Dazu braucht es im Haushalt keine Waffe; hierfür genügen viele andere Gegenstände. Es mag früher vielleicht im Extremfall so gewesen sein. Dennoch scheint es mir doch sehr fremd, die Soldaten, auf die wir im Ernstfall zu unserem Schutz zählen, hier vor allem als Täter darzustellen. Ausserdem hat die Armee in den vergangenen Jahren den Tatbeweis angetreten, dass sie alles unternimmt, um einen Missbrauch der Waffe zu verhindern. Allein 2010 haben wir 248 Rekruten mit einem Aufgebotsstopp belegt – denn wir wollen und brauchen keine gewalttätigen Soldaten – und von mehr als 100 Soldaten, die sich auffällig verhielten, haben wir die Waffe eingezogen. Die Taschenmunition geben wir nicht mehr nach Hause, Armeewaffen können freiwillig abgegeben werden und für den Erwerb der persönlichen Waffe nach der Dienstpflicht braucht es einen Waffenschein.

Trotzdem: Jährlich kommen Menschen durch eine Armeewaffe ums Leben.

Es ist mein grosses Anliegen, dass wir die Gefahren fürs Umfeld minimieren, und dies wie gesagt nicht erst, seit diese Initiative zur Abstimmung ansteht. Vor zwei Jahren besuchte ich die Eltern des Mädchens, das in Höngg erschossen worden ist. Die Trauer in diesem Haus tat mir schrecklich weh und ich fragte mich, was ich unternehmen kann, dass das nicht wieder geschieht. Ich bin froh, dass die Armee dazu alle nötigen Massnahmen getroffen hat.

Sie sagen, man könne auch mit einem anderen Gegenstand im Haushalt je-

manden töten. Da haben Sie sicher recht. Aber: Ein Messer braucht es im Haushalt. Eine Waffe im Haushalt braucht es hingegen nicht.

Da komme ich zurück auf die Bedeutung, die die persönliche Waffe im Ernstfall hat. Solange bei uns nichts passiert, solange die Polizei mit ihren Einsatzkräften auskommt, braucht es die Armee nicht. Aber kürzlich war ich in einer Sitzung der Sicherheitspolitischen Kommission des Nationalrates. Dort stellte die St. Galler Regierungsrätin Karin Keller-Sutter als Vertreterin der Kantone fest, dass die Polizei bei einem Grosseignis spätestens nach 96 Stunden «ausgeschossen» ist. Die Zürcher sprechen gar von nur 48 bis 72 Stunden. Danach braucht es allein am Flughafen Zürich 5000 Mann zur Sicherung. Und was alles passieren kann auf dieser Welt, sollte man langsam verstanden haben.

«In der Schweiz ist eine Armee, die nicht auf der Miliz aufbaut, der Anfang vom Ende»

Beim «Obligatorischen» gibt ein Schütze 20 Schuss ab. Reicht dieses bescheidene Training, die nötige Schiesskompetenz zu erhalten?

Es ist tatsächlich ein Minimum, das man da erfüllt.

Wäre es nicht ehrlicher, aufs «Obligatorische» zu verzichten?

Ich glaube nicht. Das «Obligatorische» hat mehrere bedeutsame Facetten: die persönliche Waffe, das Training insbesondere für WK-Verschieber, und es ist Ausdruck des Verteidigungswillens.

Ist das «Obligatorische» nicht sowieso gefährdet, wenn die Initiative angenommen wird?

Das Obligatorische mit der persönlichen Waffe ginge wahrscheinlich zu Ende. Damit würde man wieder eine von unseren Errungenschaften zur

Disposition stellen. Zwischendurch sollte man sich fragen, ob sich der kleine Aufwand nicht lohnt, einen Wert zu pflegen, der meiner Ansicht nach über Tradition hinausgeht.

Würden Sie wie viele Gegner der Initianten unterstellen, die Waffeninitiative sei ein weiterer Versuch, Wehrpflicht und Milizarmee abzuschaffen?

Es wurde ja eine separate Initiative lanciert, die genau das will. Das trifft mich, das trifft die Armee im Mark. In der Schweiz ist eine Armee, die nicht auf der Miliz aufbaut, der Anfang vom Ende. Sie haben nirgends mehr Rückhalt als dort, wo die eigene Bevölkerung die Sicherheit gewährleistet. Ich will dafür nicht Leute einsetzen müssen, die während Jahren fast gettoisiert arbeiten und trainieren. Ich will selbstverantwortliche Bürger, die sind nämlich auch viel kritischer. Besonders an unserem System der Milizarmee ist auch die Qualität der Leute. Die Soldaten kommen unter dem Motto «Wenn ich schon da bin, dann mache ich es recht». Diese Qualität erreichen Sie bei einer Berufsarmee nicht. Zudem könnten wir uns eine Berufsarmee gar nicht leisten. 30'000 Berufssoldaten beispielsweise kosten schon drei Milliarden Franken. Damit ist das Geld weg. Es ist eine absurde Idee, von unserer Milizarmee wegkommen zu wollen.

Die Armee führt seit Jahren einen Rückzugskampf; es gibt immer weniger Geld, weniger Personal. Wägen Sie mal einen Gegenangriff mit einem innovativen Vorschlag?

Ich glaube, der Gegenangriff ist schon gestartet. Und ich bin überzeugt, dass er erfolgreich ist. Dafür gibt es Beweise: Das Parlament hat Ende 2010 mehr Geld für das Rüstungsprogramm bewilligt, als wir ursprünglich beantragt haben. Das hat es, soweit ich weiss, noch nie gegeben. Zweitens hat die Ständerätliche Sicherheitskommission interveniert und sagte, sie sei mit dem vorgeschlagenen Armeebudget des Bundesrates nicht zufrieden. Das war vor fünf oder zehn Jahren undenkbar.

ZUR PERSON

Korpskommandant **André Blattmann** ist seit dem 1. März 2009 Chef der Schweizer Armee. Zuvor führte er die Armee nach dem Abgang von Roland Nef bereits einige Monate ad interim. Blattmann, der seine Berufslaufbahn im Bankwesen begonnen hat, ist verantwortlich für die Entwicklung und Führung der Armee. Der 54-Jährige ist verheiratet und lebt am Murtensee. (red)

«Wird die Initiative angenommen, geht das «Obligatorische» wohl zu Ende»